

"Lis" : aus der guten alten Zeit

Autor(en): **Killer, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaahrsblätter**

Band (Jahr): **18 (1907)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-901634>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



„Eis.“

Aus der guten alten Zeit, von Karl Kaller, Dillingen.

Jungfrühling äugte durch die Ritzen des morschen Tores,
das der Winter zum Schutze seiner Herrschaft errichtet
hatte. Helle Sonnenblicke fielen ins Land. — Gewaltiges
Stöhnen! — Sperrangelweit öffneten sich die Flügel.
Sonnengold flutete als Herold durch die Täler.

In Dorf und Stadt entstand neues Leben.

Vor den Häusern saßen schwakende Bauern, und
muntere Kinder trieben sich spielend auf den grünenden
Matten herum.

Nur droben im Schulhaus war noch finsterer Winter.
Im kleinen, niedern Schulzimmer am wurmstichigen Tisch
saßen die Gemeindeältesten. Harte Züge in ihren Gesich-
tern verrieten die Würde des Amtes, das ihnen der Sou-
verän seit Jahren verliehen hatte.

„Elise Gut!“ rief der Vorsteher. Ein schwächtiges
Mädchen, das kaum das zweite Jahrzehnt begonnen, löste
sich aus dem Knäuel Kinder, die sich am großen Ofen
in scheuem Geflüster unterhielten.

Die Tränen traten ihm in die Augen, als es sich von allen Seiten betrachtet fühlte. Es war ein Armenkind und stand heute zum ersten Mal hier.

Die meisten der andern hatten dieses Schauspiel schon etliche Mal durchlebt, da alljährlich eine Verkostgeldung der Gemeindearmenfinder stattfand.

Der Vorsteher räusperte sich; die vier Beisitzer ebenfalls.

„Ein etwas mageres Bürschlein, das vor ein paar Tagen der Gemeinde auf den Hals kam. Sein Vater war ein fahrender Lump, der seiner Mutter dieses Brautgeschenk hinterließ, ohne an die Hochzeit zu denken. Die Mutter verdiente ihren und des Kindes Unterhalt durch Seidenweben, bis sie vor vierzehn Tagen der Schwindsucht erlag.“

Lautes Weinen unterbrach ihn. Hastig fuhr das Kind mit seinem dünnen Schürzchen vor das Gesicht. Jäh durchzuckten schmerzliche Gedanken sein Innerstes. Jetzt wurde ihm klar, warum seine liebe, gute Mutter immer gesagt hatte: „Dein Vater ist fortgegangen; aber wer weiß, vielleicht kommt er bald wieder.“ Nun vernahm es, daß es nicht einmal einen Vater besaß, wie die andern Schulkinder.

„Du bist es Unehrlchs!“ hatte ihm einst ein böser Bube zugerufen. Der ihm damals angetane Schimpf, den es nicht verstanden hatte, kam jetzt zum quälenden Bewußtsein.

Nun sollte es unter solch böse, fremde Menschen gehen; niemand gab ihm ein gutes Wort; sogar sein herzensgutes Mütterchen, das in der Erde schlief, blieb von diesen rohen Menschen nicht verschont.

Ein krampfhafter Anfall folgte.

„Du sollst nicht plären, sonst kann ich nicht reden — der Gemeinderat findet, das Kind sei mit seinen elf Jahren neben der Schule wohl zur Arbeit zu gebrauchen und ist darum entschlossen, jährlich höchstens siebenzig Franken für Kost und Kleider zu bezahlen. Der Vertrag gilt vorderhand auf ein Jahr. — Wer will das Mädchen übernehmen?“

Damit wandte er sich an die Gruppe Männer und Frauen, die auf den langen, vom Alter rauchschwarzen, ungefügigen Schulbänken saßen.

Allein niemand schien große Lust zu dem schwachen, beinahe zimpferlichen Ding zu haben.

Die Bauern sahen, daß ein derart schwach gebauter Körper nicht zu anhaltender, rauher Feldarbeit geschaffen war. — Alles schwieg.

„Nun,“ fuhr der Vorsteher auf, „sollen wir das Kind am Ende in einer Anstalt unterbringen und etwa 250 Franken jährlich zahlen? Da müßten wir bald eine halbe Armensteuer mehr einziehen. Ich frage noch einmal, wer nimmt das Kind?“

Ein Bauer, der gegen die Bierzig ging, trat an den Tisch: „Ich habe bald eine Kinderwärterin nötig. Da könnte mir am Ende das Mädchen passen, obwohl es dem Anschein nach sonst zu nichts zu gebrauchen ist. Aber achtzig Franken müßt ihr mir geben, sonst stelle ich lieber eine erwachsene Person in den Dienst.“

Die Gemeinderäte steckten die Köpfe zusammen und murmelten.

Nach einer Weile lehnte sich der Vorsteher zurück: „Geht nicht, sonst müßten wir für die andern auch mehr zahlen. Übrigens finden wir, siebenzig seien mehr als genug. Und wenn das Kind auch nicht immer wie aus dem Drückli kommt, so schadet's auch nicht. Die Armenkinder hat man seit Menschengedenken von den andern unterscheiden können. Sonst wüßte ich schließlich gar nicht, warum sich unsereiner anstrengen sollte, ein ehrlicher Bürger zu sein, wenn man gar nichts voraus haben sollte.“

Die Beisitzer nickten, ihr Oberhaupt hatte ihnen aus dem Herzen gesprochen.

Da beide Teile auf Angebot und Forderung beharrten, so begann schließlich ein Markten, das wohl an einem andern Ort, um ein minderes Objekt berechtigt gewesen wäre.

Zwischen den erregten Stimmen hörte man das Schluchzen des Kindes. Endlich wurde der Vertrag perfekt.

Der Bauer nahm es mit sich. — —

Beide traten in die geräumige Bauernstube.

„Da, Frau, bring' ich dir einen neuen Hausgenossen!“

Damit entfernte er sich.

„Wie heißest du?“ fragte die behäbige Bäuerin.

„Elise!“

„So, Lis!“

Dann betrachtete sie seine mitgebrachten Kleider.

„Es sind nicht viele Stücke, aber dafür umso dünner. Nun für den Sommer mag es gleichwohl gehen!“ schloß sie ihre Musterung.

Zwei muntere Mädchen, die drei und fünf Jahre alt waren, sprangen bald in die Stube.

„Mutter, wie heißt es?“ Dabei zeigten sie auf Elise Gut, die schüchtern in der Ofenecke stand.

„Lis!“

Wie weh tat ihm dieses Wort! Zu Hause nannte es seine liebe Mutter „Liseli“, und jetzt das grobe, häßliche Wort „Lis“.

Die folgenden Tage brachten ihm Arbeit in Hülle und Fülle und zwar viel Ungewohntes. Sein Fleiß und seine Aufmerksamkeit bewältigten alles zur Zufriedenheit des Bauern. Man sah es an seinen Mienen. Doch nie hätte er ein aufmunterndes, belohnendes Wort der kleinen Lis gespendet, trotzdem ihre Augen so sehr an seinen Lippen hingen, wenn sie einen Erfolg meldete. Die Fortsetzung hieß stets: „So, mache jetzt noch das!“

Lis ging hin und tat, wie geheißen. Mit seinen magern Händchen wischte das Kind das Wasser aus den Augen. Es vollbrachte seine neue Aufgabe und hoffte wieder auf Anerkennung — und wieder vergebens.

Am Tisch konnte es sich satt essen. Nie litt es Hunger, und doch würgte es jedes Stücklein Brot und jeder Bissen Fleisch, welche ihm früher als Inbegriff der Glückseligkeit vorgekommen waren.

Trübe schlich es sich abends in sein Kämmerlein. Da warf es sich aufs Bett und weinte, weinte halbe Nächte lang.

Traumbilder umschwebten es: Es war daheim beim lieben, lieben Mutterli und herzte und küßte ihr bleiches und gehärntes Antlitz. Dann erzählte sie ihm vom armen Mädchen und schönen Prinzen, der schließlich die Jungfrau erlöste. Gold und Silber schaute sein träumendes Auge im Überfluß, allein es war ungemünztes Metall, das sein Mütterlein nicht in Brot verwandeln konnte. Doch war es glücklich. Aber auch die schweren Krankheitstage der Mutter zogen im Traume an ihm vorbei: Tage der Not und Entbehrung, wo das kleine, schwache Geschöpflein sich den Hunger verbiß, um der Lieben zum körperlichen Leiden keinen seelischen Kummer zu bereiten. Und das Ende: Unter Blumen ruhte ihr Leib, erlöst von der Welt Qual, es zurücklassend in den Händen von Menschen, die häufig tiefer fühlen, als sie es zeigen, und so manches Unrecht begehen, das sie nicht zu tun gewillt sind. Träume beglückten es, sie machten ihm aber auch schwer. —

Bald nach seiner Ankunft meldete sich ein neuer Hausgenosse. Ein munteres Büblein erblickte das Licht der Welt.

Wie freute sich Lis über den kleinen Knirps, der in der Folge fast ausschließlich seiner Obhut anvertraut wurde. Auf sein Bitten durfte er nachts sogar in seinem Kämmerlein schlafen.

Eine treuere, aufopferndere Wärterin hätte der kleine Max nicht finden können. Jede freie Minute widmete es ihm. Sein erster Schrei weckte es, und sofort suchte es den kleinen Schreihals zu beruhigen. Die Bäuerin erklärte, ihr Max sei ihr „freinster“.

An den heißen Sommertagen, wenn alles auf dem Felde arbeitete, hütete Lis im Schatten eines Baumes seinen Schützling. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgte es seine Entwicklung, freute sich an seinen Sitz- und

Stehversuchen und an seinem Stammeln, aus dem seine Phantasie sich die herrlichsten Erzählungen und wichtigsten Reden herstellte.

Die alte Wälderuhr mit ihrem lauten Tik-tak und langsamen Pendelschlag war der Gegenstand, an dem Hand, Auge und Ohr zugleich geübt wurde, und zu Lis' größter Befriedigung holte der Kleine bald recht gewaltig mit seiner Rechten aus, dabei melodisch ti-ta-ti-ta summend. Es waren Momente überquellenden Glücks für die kleine Lis.

So vergingen Sommer und Herbst.

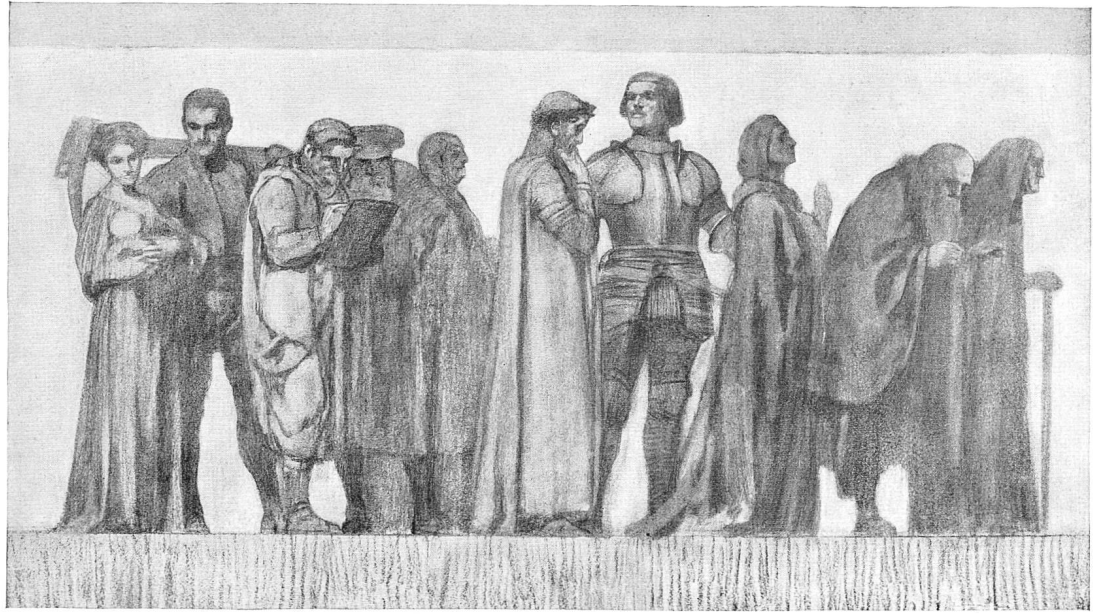
Im Alter von zehn Monaten machte der kleine Erdenbürger seine ersten Gehübungen. Auch seine geistige Kraft war merkwürdig rasch vorgeschritten.

Ofters hatte der Kleine schon das Wort „Lis“ gehört und bemerkt, daß es seiner Pflegerin galt. Seine Gedankenwelt war bis jetzt ausschließlich auf die Milchflasche gerichtet, sodaß die erste sprachliche Leistung „Mämm“ wohl zu begreifen war. Nach und nach ging das Gefühl der Zufriedenheit, wenn Max von Lis auf den Armen getragen wurde, in ein solches der Anhänglichkeit und Liebe über. Lis' Liebkosungen wurden nachgeahmt. Kam das Mädchen aus der Schule, so streckte der Kleine schon von weitem die Armchen aus. Er umhalste seine Pflegerin, legte traulich seine Pausbacken an ihre bleiche Wange und stammelte: „Is, ää!“ Seine Patschhand fuhr ihr übers Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Du bist mir lieb!“ — —

Wieder kamen die unerwünschten Vorboten des Frühlings, wie Erkältungen und verwandte Krankheiten. Ein Halskatarrh ergriff auch Lis und warf sie aufs Krankenzimmer.

Das war für Max eine traurige Zeit. Ofters stand er am Bette und weinte, bis ihn jemand auf den Betttrand setzte. Dann kroch er zum Kopf der Kranken und schmeichelte ihr: „Is, ää!“

Der Zustand der Kranken verschlimmerte sich. Eine



Hirnentzündung raubte ihr das Bewußtsein und nach wenig Tagen erfolgte die Auflösung.

Draußen lachte die Frühlingssonne. Scharen von Menschen wanderten durch die prächtige Natur und erfreuten Herz und Sinn. Pfingstengruß strahlte aus ihren leuchtenden Gesichtern. Neuerdings war er ausgegossen worden, der heilige Geist: die Herrlichkeit und die Wunder der Natur lagen ausgebreitet zu den Füßen der Luftwandelnden.

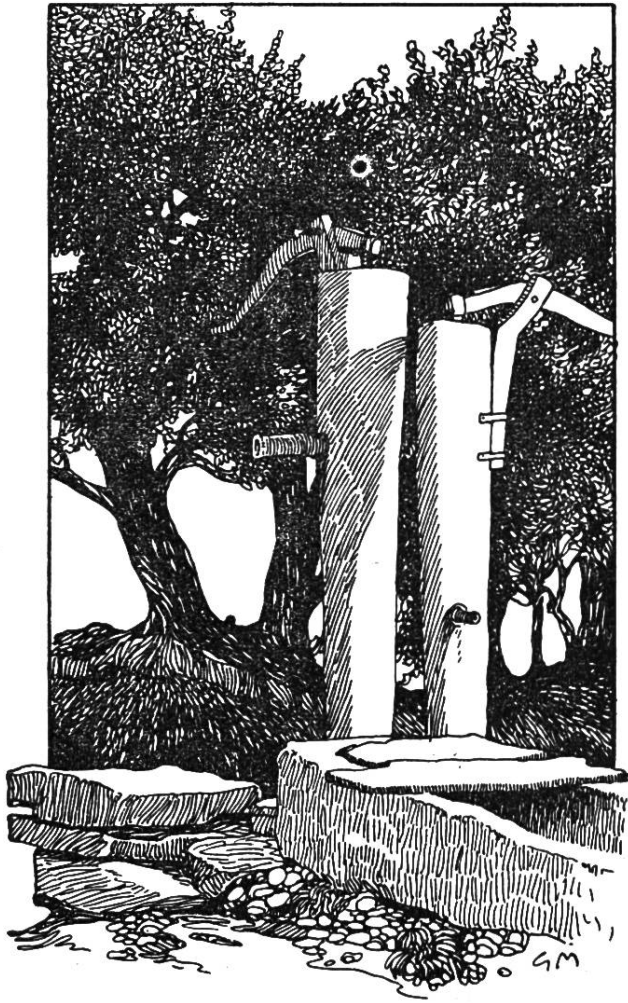
Drinne im stillen Zimmer aber lag die Leiche aufgebahrt. Blumen deckten den Körper, nur das schmale, bleiche Gesicht schaute aus hellblauen Vergißmeinnicht hervor!

Leise öffnete sich die angelehnte Türe. Der kleine Max stolperte zu dem Kopfe des Sarges.

Seine Augen glänzten, da er seinen

Liebling sah, und doch schien er etwas zu vermissen. Der liebe, traute Klang der Stimme, der ihn stets begrüßte, fehlte. Einen Augenblick blieb er betroffen stehen.

Doch das war ja seine Lis! Sanft legte er seine Wange an die der Toten und stotterte: „Is, ää!“ Dann strich er mit der Hand über das leblose Gesicht, aus dem



Dorfbrunnen in Hausen.

für ihn jetzt noch die Liebe strahlte, und machte sein „lieb, lieb.“

Was man der armen Lis versagt hatte, das hatte sie reichlich diesem kleinen Kinde gegeben. In eine leere Kinderseele hatte sie das kleine Samenkorn Liebe gelegt, das schon in kurzer Zeit zum stattlichen Pflänzlein gedieh. Und wenn niemand mehr des Armenkinds gedenken wird, so lebt doch sein Edelstes in einem andern Herzen fort. —

Doben im Schulhaus hielt man zur selben Stunde wieder Steigerung der Armenfinder. — —



Zu unsern Bildern.

Auf Seite 21 ist das „Strängli“, der Aarekanal beim Übungsplatz der Pontoniere in Brugg, nach einer Zeichnung von Werner Key in Paris wiedergegeben.

Von Gottlieb Müller stammt der „Dorfbrunnen in Hausen“, Seite 33, und die „Partie am Süßbach“ auf Seite 39. Die Illustrationsfarbe lieferte die Chemische Fabrik Brugg.